merz | medien + erziehung | Arnulfstraße 205 | 80634 München
| fon 089.68989120 | merz@jff.de | www.merz-zeitschrift.de
| ISSN 0176-9418

merz
ZEITSCHRIFT FÜR MEDIENPÄDAGOGIK

Roland Bader, Klaus Lutz: Editorial

Beitrag aus Heft »2013/04: Exzessive Mediennutzung«

In der alltäglichen Lebensbewältigung könnte vieles für uns einfacher sein, wäre da nicht diese unselige Tendenz zum Exzess. So ziemlich jede Verhaltensweise kann exzessiv betrieben werden und zur Sucht ausarten: das Einkaufen, das Schokolade essen, das Arbeiten, das Geld anhäufen, der Sex. Und natürlich auch die Mediennutzung. Bedauerlicherweise fehlt dem Menschen offensichtlich ein Gen, das für das Maßhalten und die Balance zuständig ist. Gelegentlich essen wir mehr als für uns gut ist, trinken zu viel Alkohol, arbeiten mehr als unserer Gesundheit zuträglich ist. Und wir halten uns länger in Facebook oder mit einem Computerspiel auf als gut für uns ist. Scham, Schuldgefühle, Selbstzweifel und Katzenjammer sind die emotionalen Indizien nach dem Exzess, die uns warnen, dass es zu viel geworden ist. Maßlosigkeit ist ein gesellschaftlich relevantes Thema, und das nicht erst, seit in den modernen Erziehungsratgebern den Eltern mehr Grenzen gegenüber ihren Sprösslingen empfohlen werden. Maßlosigkeit ist auch dasjenige menschliche Streben, das – neben einem Mangel an effizienter Regulierung – in der öffentlichen Darstellung für die Finanzkrise verantwortlich gemacht wurde und wird. Die Tendenz zur Maßlosigkeit ist weder ein historisch neues Phänomen, noch ist sie auf Mediennutzung beschränkt. In der christlichen Tradition, als die conditio humana noch vom Mangel geprägt war, galten Gier und Maßlosigkeit als Todsünde. Historisch-ökonomisch neu ist der Überfluss, der uns Vieles im Übermaß bereitstellt und uns selbst Genügsamkeit und Mäßigung als Pflicht zur Selbstdisziplinierung auferlegt. Die Grenzen sind von außen nach innen gewandert, wie schon Norbert Elias in seiner Geschichte der Zivilisation (Elais 1976) dargestellt hat. Kein Weg führt in der Postmoderne daran vorbei, dass wir zu Managern unserer selbst werden, unser Verhalten ständig überwachen, kontrollieren, an Maßstäben ausrichten, regulieren und korrigieren (Foucault 2009).

Peter Sloterdijk (2009) hat den Trend zur (manchmal übersteigerten) Selbstreflexion und Selbstoptimierung zum Thema eines Buchs gemacht. Doch bevor wir Maßlosigkeit in Bausch und Bogen verurteilen, sollten wir noch festhalten, dass sie eng verwandt ist mit dem Leistungsmotiv, einer durch und durch positiv konnotierten Verhaltenstendenz: eine Sache um ihrer selbst willen so gut zu machen, wie es einem möglich ist. Die Leistungsmotivation ist dafür verantwortlich, dass ein Skifahrer an der Eleganz seiner Schwünge und eine Wissenschaftlerin an der Fortführung ihrer Forschungsfragen arbeitet und ein Künstler das nächste Bild in Angriff nimmt, obwohl er gerade eines fertiggestellt hat. Kaum zu übersehen sind hier die Parallelen zu Computerspielen mit ihren Anregungspotenzialen, die nach einer ständigen Verbesserung der Performace-Werte schreien.Wenn es in diesem Heft um Mediensucht und medienbezogenes exzessives Verhalten geht, können wir die gesellschaftliche Rahmung, in der exzessives Verhalten seine Bedeutung und Wertigkeit erhält, nicht außer Acht lassen. Diese Rahmung ist selbst durch Extrempole bestimmt: einerseits die ökonomischen Rahmenbedingungen einer völlig aus dem Ruder gelaufenen grenzenlosen Wachstumsideologie. Ihre Begleitmusik aus der Werbung trichtert uns Konsum als dominantes Lebensmodell ein und suggeriert, dass es keine Grenzen gibt, nicht einmal Grenzen für den unmäßigen Konsum von Chips, Süßigkeiten und Smartphones. Auf der anderen Seite steht die Ideologie der Individualisierung, die uns für die Mühen beständiger Selbstoptimierung und Leistungssteigerung Erfolg im Leben in Aussicht stellt, aber nicht verspricht. Dafür belastet sie uns aber individuell mit dem Risiko, dass unsere Lebensentwürfe scheitern. Dazu gehört der basso continuo des Selbstmanagements und der Selbstoptimierung: „Mach etwas aus dir! Nutze deine Ressourcen optimal!“ Kinder und Jugendliche nehmen gesellschaftliche Werte in ihrer Sozialisation auf und eigenen sie sich für ihre eigene Werthaltung an. Die widersprüchlichen Ideologien

kopaed verlagsgmbh | Arnulfstraße 205 | 80634 München
kopaed verlagsgmbh | fon 089.688 900 98 | info@kopaed.de | www.kopaed.de

lassen sich nicht einfach übernehmen, sie fordern, dass man sich dazu positioniert und sie lebt. Dazu gehört, sich in dieser gesellschaftlichen Rahmung für exzessives Verhalten zwischen den unvereinbar widersprüchlichen Polen eine eigene Position zu erarbeiten. Nehmen wir als Beispiel Facebook: Einerseits ist das ein für Jugendliche unverzichtbar gewordenes Tool, um ihre Identität und ihre sozialen Beziehungen zu managen (Schmidt/Paus-Hasebrink/Hasebrink 2009), anderseits ist es das Suchtmittel par excellence, wenn es habwüchsigen Mädchen nicht mehr gelingt, im immerwährenden Rauschen der Nachrichten von Freunden den Logout-Button zu finden, ohne das Gefühl zu haben, sich selbst von den wesentlichen Nachrichten des Lebens auszuschließen (Rumpf/Meyer/Kreuzer/John 2011).

So eng können Nutzen und Schaden, notwendige funktionale Mediennutzung und übermäßiger dysfunktionaler Konsum beieinander liegen. Wenn in diesem Heft die exzessive Mediennutzung Thema ist, so wollen wir, die Fachredaktion, dieses Thema nicht allein in dem defizitär orientierten Diskurs verstanden wissen, der sich damit zufrieden gibt, Maßstäbe zu benennen, diesseits derer Verhaltensweisen noch akzeptabel, jenseits derer sie als abweichend zu gelten haben und die Betroffenen in die Zuständigkeit der Klinik übergeben werden. Eine solche Grenze, wie sie von besorgten Eltern und pädagogischen Fachkräften oft gefordert wird, bemisst sich in der Regel an der Zeit der täglichen Mediennutzung. Doch eine solche Grenzlinie greift zu kurz, sie ist selbst das Problem und nicht die Lösung. Denn sie ist Indiz eines scheinheiligen Umgangs einer Gesellschaft mit ihrer Suchtproblematik, ähnlich wie wenn Alkohol schamhaft in Papiertüten versteckt wird und für ein Glas zu viel Rechtfertigungsdruck aufgebaut wird, es andererseits aber als abweichend gebrandmarkt wird, wenn jemand beim Drink nach der Arbeit Alkohol verweigert. Ziel dieses Hefts ist es nicht, die gefühlten 1.053sten medienpädagogischen Ratschläge zur täglichen Mediennutzungszeit empirisch fundiert zu formulieren, sondern das Augenmerk auf die Lebensbewältigung der Betroffenen zu richten, die eine Sisyphusarbeit war und ist, um in ihr Leben Struktur, Ordnung und Balance zu bringen, die immer wieder auseinanderzubrechen drohen. Hierfür spielt der lebensweltliche Kontext der Betroffenen eine entscheidende Rolle: Bindungen und wichtige persönliche Beziehungen, Anregungen und Impulse von außen wie zum Beispiel Unterstützung und Druck durch die Eltern oder Partner und die Peergruppe, Maßstäbe für das eigene Leben, die einem persönlich wichtig sind, wie persönliche Ziele und Zukunftsperspektiven, das Ringen um Bewältigung und Selbstbestimmung, persönliche Ressourcen wie Geld und Bildung, aber auch individuelle Eigenschaften wie zum Beispiel Hang zu Depressionen oder andere körperliche und psychische Störungen. Biografische Brüche finden in Kindheit und Jugend vielfach statt, wie etwa durch den Wechsel des Wohnorts, des Freundeskreises, das Ende der Schulzeit und die Aufnahme eines Studiums oder einer Berufsausbildung, neue Partnerschaften. Dazu bemühen wir uns darum, eine Vielfalt möglicher Perspektiven auf das Phänomen „exzessive Mediennutzung“ einzuholen, um möglichst viel von der Rahmung dieses Phänomens deutlich werden zu lassen.

Der Fragestellung „Machen Medien süchtig?“ nähert sich Rudolf Kammerl mit einem Überblick über den aktuellen Forschungsstand zu diesem Phänomen. Er macht deutlich, dass Computerspiel- und Internetabhängigkeit – entgegen häufig anderslautender Berichte – noch nicht als eigenständige Störung anerkannt ist. In seinem Überblick über den internationalen Forschungsstand zeigt er auf, wie stark die Zahlen über suchtartiges Verhalten bezüglich der Mediennutzung divergieren und wirft einen differenzierten Blick auf das Phänomen „Medien machen süchtig“, indem er die Medienangebote, die Nutzenden sowie das soziale Umfeld in die Beurteilung mit einbezieht. Dabei kommt er zu dem Schluss, dass der Übergang zwischen exzessiver und pathologischer Mediennutzung fließend ist und die Bedingungen zur Überwindung exzessiver Phasen noch weitgehend unerforscht sind. Hier

sieht Kammerl vor allem auch unter dem Blickwinkel der Familie dringenden Forschungsbedarf. Aus der Sicht der jungen Mediennutzerinnen und -nutzer nähert sich Klaus Lutz dem Phänomen der starken Anziehung, die Medien auf Kinder und Jugendliche ausüben. Insbesondere versucht er aufzuzeigen, dass die Medien für die heranwachsende Generation weit mehr als nur Unterhaltung sind: Medien sind für sie ein zentrales Element ihrer Sozialisation und unverzichtbar für die Organisation ihres Alltags; erzieherische Maßnahmen in Bezug auf „zu viel Medien" müssen diesen Aspekt deshalb stets berücksichtigen, um ein erfolgreiches erzieherisches Handel möglich zu machen.

Einen Einblick in die diagnostische und therapeutische Praxis des pathologischen Medienkonsums bei Kindern und Jugendlichen geben Maximilian Maywald und Sylvia Dettmering, die am Josefinum Augsburg, Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie arbeiten. Sie sind der Auffassung, dass es sich beim pathologischen Medienkonsum um eine ernsthafte Erkrankung handelt, die aber jeweils eine Einzelfallbetrachtung erfordert, um einerseits eine generelle Stigmatisierung von jungen Mediennutzenden zu vermeiden, andererseits jedoch vor einer Verharmlosung dieses Phänomens zu schützen. Christa Gebel und Susanne Eggert zeigen das Konfliktpotenzial der Computerspielnutzung im familiären Alltag auf. Das Ergebnis einer aktuellen Studie zeigt, dass das negative Potenzial von Computerspielen höher eingeschätzt wird als das positive. Deutlich wird auch, dass Konflikte hinsichtlich der Computerspielnutzung zum familiären Alltag gehören. Wie diese Konflikte verlaufen und wie zu einer konstruktiven Lösung beigetragen werden kann, hängt ganz von den Erziehungsmustern ab, die von den Eltern genutzt werden. Aber auch der häufig unterschiedliche Gebrauch von Medien beider Erziehungspartner trägt zu Konflikten im Erziehungsalltag bei. Dabei sehen die Autorinnen in einer konfliktfreien Medienerziehung eher ein Zeichen mangelnder Auseinandersetzung mit dem Medienumgang der Kinder. Für sie ist ein konstruktiver Umgang mit den auftretenden Konflikten der Schlüssel zu einer gelingenden Medienerziehung. Dass die Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen eines der zentralen Themen im Erziehungsalltag darstellt, geht aus dem Artikel von Cordula Dernbach deutlich hervor, die aus dem Alltag einer Erziehungsberatungsstelle berichtet. Hier wird auch noch einmal deutlich, dass es auch von Seiten der Eltern der Bereitschaft bedarf, sich mit den Motiven der jungen Mediennutzerinnen und -nutzer auseinanderzusetzen und ihr Erziehungsverhalten in einem größeren Rahmen als nur bezogen auf die Mediennutzung der Kinder zu reflektieren. Aus der Sicht der Autorin erfordert eine erfolgreiche Medienerziehung vor allem gegenseitiges Verständnis bezüglich der Mediennutzung und eine Festigung der Beziehungsebene.

Zwischen die Artikel sind Interviews eingestreut, die Roland Bader, Michaela Hauenschild und Klaus Lutz geführt haben. Dabei kommen exzessive Computerspieler zu Wort, eine Pädagogin berichtet über den Umgang mit Computerspielen in der Offenen Jugendarbeit und eine überdurchschnittlich medienaffine Medienpädagogin beschreibt den Stellenwert der Medien in ihrer eigenen Sozialisation. Was sind hier Aufgaben und Möglichkeiten der Medienpädagogik? Neben der Forschung, die hier aufbereitet wird, stellt sich die Frage, ob Medienpädagogik als erzieherische Praxis ein wirksames Mittel sein kann, um Kinder, Jugendliche und Familien bei der Lebensbewältigung zu unterstützen. Bei den ersten Ideenskizzen für dieses Heft hatten wir die Intention verfolgt, den Handlungsrahmen der Medienpädagogik in dem oben skizzierten Spannungsfeld zwischen der ‚Lust am Exzess' und der Notwendigkeit zum ‚Selbstmanagement, der Selbstoptimierung und -disziplinierung' auszuloten. Kann Medienpädagogik, im Sinn des Suchtpräventionsgedankens, das Ziel verfolgen, ‚starke Kinder' zu fördern, Jugendliche und Familien zu stärken in ihrer Lebensbewältigung? Es wäre vermessen, das pauschal zu behaupten. Doch dies hat sich als zu großes Projekt erwiesen, es wäre Gegenstand eines eigenen notwendigen

Forschungsprojekts.Bei der Auseinandersetzung mit dem Thema ‚Exzessive Mediennutzung' wird deutlich, dass Medienabstinenz, anders als die radikalen Vertreter populistischer Lösungen uns gern glauben machen wollen, in aller Regel keine Option für die Betroffenen ist (Mücken/Teske/Rehbein/te Wildt 2010). Denn ein Leben ohne Medien ist für die meisten von uns nicht vorstellbar. Dies gilt auch für Heranwachsende. Auch scheinbar plausible Erziehungsratschläge haben in ihrer Wirksamkeit oft sehr eng gesteckte Grenzen und dienen gelegentlich eher der Selbstberuhigung der Ratschlagenden. Je rigider allerdings eine Gesellschaft die Grenze zwischen Normalität und Abweichung festschreibt, desto stärker gerät eine Medienpädagogik argumentativ in die Defensive, die einerseits medienoptimistisch für mehr Medienkompetenzförderung plädiert, andererseits aber auch in Legitimationsnöte gerät, indem man ihr vorwirft, die negativen Seiten der Mediennutzung schön zu reden oder gar zu ignorieren. Hier kommen sich gelegentlich Medienpädagoginnen und -pädagogen missverstanden vor, ähnlich wie Ernährungsberater, denen man vorwerfen würde, sie wollten Kinder zum unmäßigen Konsum von Schokolade verführen. Zu zeigen, dass es zwischen der Schwarz- und der Weißmalerei eine ganze Menge Grauschattierungen gibt, dies ist ein Anliegen dieses Hefts.

Literatur:

Elias, Norbert (1976). Über den Prozess der Zivilisation. 26. Auflage. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2009). Die Regierung des Selbst und der anderen. Vorlesungen am Collège de France 1982/83. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Mücken, Dorothee/Teske, Annette/Rehbein, Florian/ te Wildt, Bert (Hrsg.) (2010). Prävention, Diagnostik und Therapie von Computerspielabhängigkeit. Lengerich: Pabst.

Rumpf, Hans-Jürgen/Meyer, Christian/Kreuzer, Anja/John, Ulrich (2011). Prävalenz der Internetabhängigjeit (PIN¬TA). Online: www.drogenbeauftragte.de/fileadmin/datei¬en-dba/DrogenundSucht/Computerspiele_Internetsucht/ Downloads/PINTA-Bericht-Endfassung_280611.pdf [Zugriff: 22.07.2013]

Schmidt, Jan-Hinrik/Paus-Hasebrink, Ingrid/Hasebrink, Uwe (Hrsg.) (2009). Heranwachsen mit dem Social Web. Zur Rolle von Web 2.0-Angeboten im Alltag von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Schriftenreihe Medienforschung der LfM. Bd. 62. Düsseldorf: Vistas.

Sloterdijk, Peter (2009). Du musst dein Leben ändern. Über Anthropotechnik. Frankfurt/Main: Suhrkamp.